

Die goldene Zunderdose

Skizze von Katja

Zum foundjobvielen Male liest Kläre die Stellen-Angebote in den Tageszeitungen. Meist handelt es sich da nur um eine kleine Rubrik. Hingegen füllen viele Spalten — ach, wie gut weiß Kläre das schon — jene Anzeigen von Männern und Frauen, die ihre Arbeitskraft für Schreibmaschine und Buchhaltung, für Vertretungen aller Art, für hundert verschiedene Berufe anbieten.

Trotzdem Kläre bisher noch niemals eine Antwort auf ihre jeweiligen Bewerbungs-schreiben erhalten hat, denn es gibt heutzutage stellungsuchende perfekte Stenotypistinnen wie Sand am Meer, läßt sie sich dennoch nicht abschrecken. Einmal, denkt sie, wird es doch vielleicht klappen. Einmal wird es ihr gelingen, wieder Arbeit zu finden. Jetzt laßt es schon länger als ein Jahr auf ihnen, dieses Gespenst, das Arbeitslosigkeit heißt. Vergeblich wie sie, bemüht sich Franz, ihr Mann, um Beschäftigung. Kaum ein Jahr nach der Verheiratung verlor er seine Stellung als technischer Abteilungsleiter einer Fabrik. Nur gut, daß sie sich inzwischen kein Kind angeschafft hatten. Aber auch so ist es schwer genug, durchzuhalten. Körperlich und seelisch.

Kläre heißt die Zähne zusammen. Sie ist eine iaspere Frau. Eine junge, große, kräftige Frau, mit bräunlichem Gesicht, klaren, grauen Augen und troziger Stirn. Sie nimmt Tinte, Feder, Papier und schreibt. Mit wohlgeformten Buchstaben bietet sie den wenigen, die eine Kontoristin, Stenotypistin oder Sekretärin suchen, ihre Dienste an. Sie beherrscht perfekt Stenographie und Schreibmaschine, sie kann die Bücher führen, und außer den Landes-sprachen redet sie auch noch leidlich englisch und französisch. Zeugnisabschriften fügt sie bei. Dann rechnet sie mit kleinem Rechenzettel die Ausgaben für Porto zusammen, die an anderer Stelle wieder eingepart werden müssen und bringt die Briefe zum nächsten Postkasten.

Das seit einem Jahr nicht geschehen ist, geschieht plötzlich. Man antwortet ihr. Kläre stößt einen Freudenschrei aus, als sie am frühen Morgen die Postschale vorfindet. Bedt Franz, der noch schläft. „Franz“, sagt sie, und ihre Augen werden ganz blank, „da schreibt mir ein Herr Schmidt, er suche für sein Büro eine perfekte Kraft, und ich soll mich heute zwischen 12 und 2 Uhr vorstellen kommen.“ Franz nimmt den Brief — es ist ein Geschäftsbogen, sachlich, nüchtern, mit Schreibmaschinenbuchstaben bedekt. Oben links in der Ecke ein Firmenstempel, aus dem herborgeht, daß Herr Schmidt sich mit dem Import von Südfrüchten beschäftigt. Franz pfeift, „Kennst du das Land“, wünscht dann seiner großen, braunen Kläre viel Glück und hilft ihr beim Saubermachen des Zimmers, beim Zubereiten des Frühstücks, damit Kläre ohne Hast nachher den schweren Weg antreten kann.

Es ist ein heller Wintertag, die Sonne

scheint ein bißchen, wenn auch in fahlem dünnen Gold, und Kläre sucht ihre besten Sachen zusammen. Zum Schluß findet sie sich verhältnismäßig gut und sachlich aussehend in dem dunklen Stoffmantel, den sportlichen Schuhen und der kleinen Mütze auf dem rechten Ohr. Wie es sich für eine Frau gehört, die arbeiten will, für die das Leben kein Spaß ist, kein Hingeleiten auf geebneten Wegen und die von alledem, Cannes—Nizza, großen Abendkleidern und lustvollen Parfüms nur mitunter in den Moderebrüfen der Zeitungen gelesen hat. Und auch dann noch nicht an sie glaubt oder ihnen zutiefst mißtrauisch, skeptisch, ablehnend gegenüber steht.

Der Tag ist hell, ein Wind weht scharf und trocken. Aber es geht sich gut. Am Quai entlang, den Fluß zur Seite, mit seinen bunten wechselvollen Wäldern, an reißberieselten, glitzernden Bäumen vorüber, zur Stadt. Das Büro des Herrn Schmidt liegt in der IV. Etage eines Neubaus, selbstverständlich part Kläre die 50 Heller für den Lift, steigt die Treppen hinauf. Es ist gerade 12 Uhr und trotzdem ein Gewimmel von Mittelverberinnen. Herr Schmidt muß also sehr vielen auf ihre Offerten geantwortet haben. Nein, denkt Kläre bitter, über Mangel an Auswahl kann sich dieser Herr Schmidt keinesfalls beklagen. Es sitzen Unzählige herum oder stehen, jüngere und ältere Mädchen, manche mit blaffen, abgehungerien Gesichtern, schmal und traurig anzusehen, ohne Glanz, ohne Hoffnung in den Augen, dann solche, die erwartungsvoll blicken, nicht ver-zweifeln wollen, und wieder solche, dünn, ver-trocknet, ältlich, runzlig, vor der Zeit verblüht, ohne je zur Reife gekommen zu sein.

Kläre hat Zeit und Ruhe, die verschiedenen Gesichter rings um sie zu studieren. Denn Herr Schmidt hat es nicht eilig, er beschäftigt sich ausgiebig mit jeder einzelnen Bewerberin. Ein kleiner Bürojunge holt die jeweilig an die Reihe Kommende herein. Heraus tritt niemand, da muß es wohl noch einen zweiten Ausgang durch ein anderes Zimmer geben.

Endlich ist Kläre dran. Sie richtet sich auf, sie streckt sich ein bißchen — mein Gott, sie hat richtig gehendes Herz klopfen, es wäre doch so schön, wenn es diesmal klappte — und dann steht sie in Herrn Schmidts Büro.

Herr Schmidt sieht aus wie viele Geschäftsleute. Er steht zwar nicht vor Kläre auf, aber man merkt es auch so, wie er zurücklehnt vor dem Schreibtisch, lässig, mit übereinander geschlagenen Beinen sitzt, daß er groß und gut genährt ist, recht sorgfältig gekleidet, mit einem sauren, sinnfreudigen Zug um den fleischigen Mund. Etwas verschwommene blaue Augen mustern scharf, eindringlich und mit gemach-ter Flüchtigkeit die große, kräftige Frau da vor ihm, ihren gut gebauten, festen Körper, ihr braunes Gesicht, die hellen, unbestechlichen Augen.

Kläre nennt ihren Namen, legt Herrn Schmidts Brief vor, zeigt die Originalzeugnisse dazu und versichert, daß sie gern bereit sei, voll und ganz, nach besten Kräften ihre Pflichten zu erfüllen. Sie sagt das nicht wie hergeleert. Aus der warmen Stimme klingt zitternde Be-kräftigung nach. Ein Mensch will arbeiten. Ist glücklich, wenn er arbeiten darf.

Herr Schmidt fragt dieses und jenes, Kläre antwortet bereitwillig. Man merkt, es ist Herr Schmidt aus einem Grund, den die junge Frau nicht verstehen kann, wenig an-nehmen, daß sie verheiratet ist. Doch schließlich kommt man auf die Gehaltsanfrage. Von Larij oder so keine Rede — wer hält sich heute noch daran, da die Ware Arbeitskraft so feil ist wie nichts anderes — also kurz und gut, Herr Schmidt bietet Kläre bei neunstündiger Arbeitszeit für die Leistungen einer perfekten Sekretärin mit Sprachkenntnissen — 400 Kronen im Monat. Kläre ist starr. Sie denkt 'arat, daß sie doch Fahrgehalt braucht, daß die Sachen viel mehr abrennt werden und daß sie dabei noch Franz helfen muß, solange der nichts ge-sunden hat. Aber auf diese Einwürfe hört Herr Schmidt nicht, uninteressiert steckt er sich eine Zigarette an, sieht geradeaus in die Luft, ge-spielt gleichgültig und zuckt auch nicht mit der Wimper, als Kläre leise sagt, ja, sie wolle den Posten gern annehmen. Doch so schnell entschei-det sich Herr Schmidt nur seinerseits nicht. Da sitzen ja viele auf dem Korridor, möglich, daß es eine noch billiger tut. Er wird Kläre Ver-scheid geben, sie solle sich einige Tage gebulden. Und dann entfährt er sie durch eine kleine Tür seines Privat-korrs, diet direkt zur Treppe führt.

Kläre wartet. Aber sie erhält keinen Ver-scheid. Es ist wieder nichts. Zum foundjo-vielten Male nichts. Kläre ist traurig. Plö-zlich drückt sie das Zimmer, seine Arm-selbst, seine Leere. Franz ist nicht da. Draußen sinkt Dämmerung, hart, bläulich, von unanbar trauriger Schönheit, über die Stadt. Kläre zieht sich an, geht durch die Straßen, ziellos, hoffnungslos, müde. Es gibt Menschen, die eilen an ihr vorbei, strahlend und im Glück. Frauen, die duften, rote Lippen haben und lächeln. Dann wieder Mütter, mit Kindern auf dem Arm, sie betteln, verächtlich oder aufdring-lich, mit falschen und echten Tränen.

Kläre fühlt ein Bittern in sich, es ist die Verzweiflung, die Aus-sichtslosigkeit, sie bricht sich auf die Lippen, kann es nicht verhindern, daß ihr ein Weinen nahe ist, sie will das nie-manden zeigen, wendet sich brüsk um und bleibt vor einem Schaufenster stehen. Es ist das strahlend hell erleuchtete Schaufenster eines Juweliers. Brillanten funkeln, Edelsteine aller Erdteile, vom sanftesten bis zum tiefsten Blau, spiegelndes Grün des Meeres, goldener Rauch, zu Stein geworden, hart, schillernd, verfangen in Rahmen aus Gold und Platin. Dazwischen allerhand Kostbarkeiten, in der Mitte der Aus-

Lage, wundervoll geformt, edelste Kunstlerarbeit, eine Puderdose aus reinem Gold.

Der Blick der Frau, von Tränen verdunstet, bleibt auf diesem kleinen Kunstwerk hängen. Es ist ein Zufall, denn Kläre sieht gar nicht geradeaus, sondern in sich hinein, sie tut nur so, als ob... Das goldene Ding dort ist ihr gleichgültig, kein Wunsch es zu besitzen, steigt auf. Doch wer kann das wissen, was in ihr vorgeht? Sie sieht jedenfalls, eine junge, hübsche, stattliche Frau, starrt unentwegt auf die goldene Puderdose. Und plötzlich fragt eine Stimme neben ihr, etwas heiser, etwas unsicher, aber doch frech und bewußt: „So sehr gefällt Ihnen diese Puderdose, schöne Frau? Darf ich mir vielleicht das Vergnügen machen, sie Ihnen zu schenken?“

Langsam sieht Kläre auf. Den Blick noch im Schaufenster, gibt es ihr einen Stich. Im hellen Glas spiegelt sich ein Gesicht wider, das unter dem Hut zwar verändert aussieht, ihr aber doch gut bekannt vorkommt. Richtig, jetzt weiß sie es. Herr Schmidt steht da neben ihr, kein geringerer als Herr Schmidt. Der seiner Sekretärin nur 400 Kronen im Monat Gehalt zahlen will und den Teufel danach fragt, woher sie das restliche Geld zum Lebensunterhalt nehmen soll. Herr Schmidt, dessen Geschäftsbudget keinesfalls eine höhere Belastung verträgt. Und der jetzt, ihr, der fremden Frau, so mir nichts

dir nichts eine goldene Puderdose schenken will, die mindestens ein paar tausend Kronen kostet. Aber, so durchschießt es Kläre bitter, hier handelt es sich ja nicht um das Geschäftsbudget, hier geht es ja um recht private Angelegenheiten, denn die Konsequenzen, die aus der Annahme eines solchen Geschenks zu ziehen wären, sind Kläre wohl bewußt.

Sie wendet sich zur Seite. Die klaren, unbeflecklichen Augen sehen dem Mann da vor ihr voll ins Gesicht. „Danke schön, Herr Schmidt“, sagt sie so ruhig wie möglich, „danke schön, aber es liegt mir gar nichts an der goldene Puderdose. An der Stellung für 400 Kronen im Monat bei Ihnen hat mir viel mehr gelegen. Doch jetzt freue ich mich fast darüber, daß ich sie nicht bekommen habe. Daß ich nicht diejenige bin, die Sie ausnutzen, um mit dem an mir erparten Geld nachher solche Geschenke zu solchen Zwecken machen zu können. Wir verstehen uns, Herr Schmidt, nicht wahr?“

Spitzt den Mund, die große Frau, jetzt sehr hart und ohne Güte in den Augen, preißt gassenjungenhaft vor sich hin, und läßt den sehr verblüfften Herrn Schmidt vor dem Schaufenster stehen. Kläre, die Käufte in der Tasche ballend, denkt: „Wann, zum Teufel, wird man mit diesen Schmidts endlich einmal aufklären?“

Ufa-Film

Ein blondes Mädel. Millionär der Vater. Sie liest Grimms Märchen grade im Salon und singt: „Ich hab' nen blaugetupften Vater!“ Da schrillt das goldgefärbte Telephon:

Ein armer Junge. Von den Arbeitslosen. „Oh, falsch verbunden!“ sagt er. Sie hört zu. Dann singt er: „Schenk mir Nissen oder Nesen!“

Und morgen ist das erste Rendezvous.

Er hat nur Schuhe mit zerfetzten Sohlen, Drauf glaubt sie prompt: ein Millionär mit Spleen.

Und als er sich beim Mondenschein empfehlen, da liebt er sie und sie — na, was? — liebt ihn!

Doch eines Tags, im 100-PS-Wagen fährt sie vorbei, wie er beim Stempeln sieht... Sie sieht's und singt: „Mein Schatz hat keinen Kraken!“

Da hupt zum Abschied der Chauffeur dicktet... .

Verzweifelt irrt der Junge durch die Plätze und singt: „Mein blonder Traum vom Glück!“

Doch plötzlich hat er Geld und Nissenhäute — Verdient im Krieg als tapf'rer Corporal;

Und nun kommt endlich auch die große Wende: ihr Trost verfliegt beim Trude seines Knies. Sie reichen sich vor dem Altar die Hände, der Gloden und des Jubels ist kein Ende und junge Gänschen seufzen lei: „Wie süß!“

Satis.

Europas letzte Nomaden

Besuch bei den Lappen

Nomaden! Ein dem sechsten Europäer ein fast unvorstellbarer Begriff, daß es auch in Europa ein Volk gibt, das kein eigenes Heim hat, das nomadisiert und mit seinen Renttierherden im ganzen Lande umherzieht. Die Biber sind zwar auch Nomaden, aber sie sind in der ganzen Welt verteilt, während die Lappen ihr eigenes Leben haben, das doch nicht ihr Land ist. Lappland ist zwischen Norwegen, Schweden und Schweden aufgeteilt. Etwa 80 Prozent der Lappenbevölkerung — insgesamt 25.000 Seelen — führen ein Nomadenleben. Man nennt sie Renttier- oder Berglappen.

Ein Besuch in Lappland ist eine schwierige, aber lohnende Aufgabe. Die kleine Stadt Pödders in Schweden. Von dort aus ist es nur ein Wagenprung nach Lappland. Abisko ist die Grenzstation der europäischen Zivilisation. Dort kann man die ersten Lappen erblicken. Sie stehen vor dem Bahnhof, strecken ihre kleinen gelben Hände aus, zeigen auf einen Zigarettenbeutel und rufen auf englisch aus: „Good day Sir, very cheap, Sir, only ten crowns, Sir! (Guten Tag, mein Herr, sehr billig mein Herr, nur zehn Kronen, mein Herr!...)

Das ist also Lappland, glaubt der Reisende und ist enttäuscht. Aber er hat keinen Grund, enttäuscht zu sein. Denn die Lappen, die hier Tabak verkaufen, sind nur die wenigen, die schon von der Zivilisation angehaucht sind. Sie wurden einmal ins Ausland verfrachtet, um in der sogenannten „Böllerchau“ angestaut zu werden. Einige Monate später kamen sie zwar wieder nach Lappland, aber jetzt hielten sie sich schon für etwas Besseres als ihre Artgenossen. Das Nomadenleben gefällt ihnen nicht mehr, und sie treiben sich jetzt in den wenigen Städten herum und hungern. Der Hauch der europäischen Zivilisation hat ihre Existenzgrundlage vernichtet.

Die übrigen Lappen aber führen weiter ihr Nomadenleben und durchstreifen das ganze Land mit ihren Renttierherden. Diese sind der

einzigste Reichtum der Lappen; von ihnen entnimmt er alles, was er zu seiner Nahrung und Kleidung bedarf. Zum Unterhalt einer Familie ist eine sehr große Zahl dieser Tiere erforderlich; wer nicht mehr als 100 Renttiere besitzt, zählt zu den Armen und muß sich mit seiner Herde an einen größeren Besitzer anschließen. Er ist gezwungen, diesem reichen Herrn zu dienen und so seine Selbständigkeit aufzugeben. Die wohlhabenden Lappen besitzen wenigstens 300—500 Stück Renttiere.

Die wenigen sechsten Lappen, die es gibt, werden Wald- und Fischerlappen genannt. Diese bilden aber die verschwindende Minderzahl. Daß die übrigen Lappen nomadisieren, und keine Hoffnung besteht, sie einmal sesshaft zu machen, hat eine sehr interessante Ursache. In Schweden gibt es ein Gesetz, das den Lappen verbietet, Grund und Boden käuflich zu erwerben. Der schwedische Staat erlaubt den Lappen in ganz Lappland umherzuziehen und die geeigneten Weiden für ihre Renttierherden aufzusuchen. Die Lappen dürfen auch jagen und fischen, sie dürfen nur keinen Boden erwerben.

Dieses grausame Gesetz scheint ganz nutzlos zu sein. Aber es scheint nur so. Die Schweden erlauben aus Geschäftsinteresse den Lappen nicht, sesshaft zu werden. Lappland besitzt sehr reiche Bodenschätze. Die Schweden suchen dort Gold und Kohle. Der Boden muß also ihnen gehören, damit sie seine Schätze ausbeuten können. Den Lappen interessiert dies nicht. Unter den Gold- und Kohlenarbeitern findet man keinen einzigen Einwohner. Die Arbeiter werden zwar gut bezahlt, aber noch nie konnten die Lappländer in das Arbeitsjoch eingespant werden. Sie leben ihr eigenes Leben.

Die Renttier-Lappen haben bis heute ihre Eigenart bewahrt. Sie gerben Häute, verfertigen Wägen aus Sehnen der Renttiere, weben Decken, stricken Handschuhe, stellen hölzerne Gerüstgestelle, Kähne, Schlitten und die nötigen Kleidungsstücke her. Die Tracht der beiden Ge-

schlechter ist wenig verschieden; sie besteht in einem Pelz, Weinkleidern, Schuhen, und ist je nach der Jahreszeit von Renttierfellen, Fils oder grobem Tuch.

Die Lappen kennen weder Frühling noch Herbst. In Lappland gibt es nur zwei Jahreszeiten: Sommer und Winter. Die Sommer-nächte gleichen den Tagen. In Abisko kann es im J. auch noch um Mitternacht herum ohne jede Beleuchtung seine Zeitung lesen. Natürlich nur eine auswärtige Zeitung, denn in ganz Lappland erscheint kein einziges Blatt.

Der Sommer ist herrlich, um so schlimmer der Winter. Er tritt fast ohne jeden Uebergang von einem Tag zum andern ein. Die Sonne verschwindet, und bleierne Finsternis drückt auf den größten Teil des Landes. Die Wege sind von Weihnachten bis Ostern fast ungangbar. Die Lappen müssen daher ihre geliebten Gebirge, die Hochplateaus, verlassen und in das niedrige waldrreiche Land zurückkehren. In den Sommermonaten bauen sich die Lappen ein Zelt aus einem mit Renttierfellen bedeckten Stangengerüst. Die Winterhütte ist aber viel fester. Außen ist sie mit Moosen bedeckt, innen mit Renttierfellen bekleidet. Oft wird sie ganz eingeschneit.

Die Lappen bekennen sich zwar gegenwärtig alle zum Christentum, aber ihre heidnischen Gewohnheiten haben sie dennoch beibehalten. Sie bringen ihren alten Göttern auch Bergspitzen, Seefelsen und in Höhlen noch immer Renttieropfer dar. Auch die Jäger und die Walfänger haben ihre alte Macht behalten. Ganz eigenartig sind bei den Lappen die Gebräuche. Der Mann, der um eine Frau wirbt, muß zuerst den Beweis führen, daß er über eine genügende Anzahl Renttiere verfügt. Nach diesem Beweis muß er sich mit den Eltern des Mädchens einigen und ihnen ihre Tochter gegen eine größere oder kleinere Anzahl Rent-

liere regelrecht ablaufen. Erst dann darf er das Mädchen in seinen Besitz nehmen. Eine Scheidung in unserem Sinne gibt es bei den Lappen nicht.

Die geistige Begabung der Lappen ist nicht besonders groß. Sie fühlen sich in ihrem primitiven Dasein wohl und wollen daran auch nichts ändern. Sie besitzen aber, wie fast alle Nomadenvölker, die in Verührung mit der zivilisierten Welt kommen, ein gefährliches Laster. Ihre Trunksucht ist in den skandinavischen Ländern sprichwörtlich. Schon im Jahre 1723 mußten in diesen Ländern strenge Gesetze gegen den Verkauf von Branntwein an die Lappen erlassen werden. L. 9.

Die Hinrichtung

„Das ist ja entsetzlich,“ sagte der als Giftschamier bei der Staatsanwaltschaft tätige junge Assessor und strich mit nervös zitternder Hand über das aufgebällerte Altentüch. „Kümmerliche Indizien, nichts als kümmerliche Indizien. Und dazu diese Prozeßatmosphäre. Wissen Sie denn überhaupt, ob da nicht vier Anschuldige hingerichtet werden?“

„Sie scheinen schlechte Kroten zu haben, Herr Kollege,“ sagte der Oberstaatsanwalt. „Nicht kühl und sah den grübelnden Assessor ein wenig belustigt an. „Sie passen wirklich schlecht in unsere Zeit. Sie sind unvorsichtig, mein Lieber! Bei mir macht das ja nichts aus, aber hätten Sie sich vor Epiteln. Da sitzt einer schneller in der Tinte, als er es je geträumt hat! Staatsräßen, besser Assessor, Abschreckung des Untermenschentums!“

Was haben die armen Teufel schon zu verlieren? Ein paar Stempel Groschen. Und was sich nicht gleichschalten läßt, muß eben ausgebetet werden. Fände ich ganz in der Ordnung. Unjereiner hat es doch auch gelohnt.

Charakterproben kann sich nur ein Todesandidat leisten! Machen Sie die Akten zu, Mensch, und kommen Sie in die Kantine. Wollen die Sache mit einem Skognal begraben!“

„Los!“ schrie eine vor Erregung heisere Stimme. Ein erstarrter Schrei flatterte auf. Die Hinrichtungszeugen, die, streng nach Vorschrift, in Zylinder und schwarzen Anzug angetreten waren, zuckten leise zusammen und sahen mit gequältem Gesichtsausdruck zur Seite. Ein Gurgeln zerbrach in der schauerlichen Oede des Gefängnishofes. „Der erste“, flüsterte der Kandidat Ötmer und bog sich ein wenig zurück, als wollte er Luft schöpfen. „Diese Hitze frißt einem die Lunge weg!“

„Nicht schlapp machen,“ meinte der Staatsanwalt gleichmütig, wobei er gelangweilt in die Sonne blinzelte, beim „zweiten“ geht es schon besser. Wir werden uns alle daran gewöhnen müssen!“

Der erste war mit geschlossenen Augen dem Henker unter das Veil gegangen; fast ohnmächtig, ein verendetes Menschentier, so lag er bereits im Reich des Todes, als der Scharfrichter zum Schlage ausholte.

Der zweite schrie, als wollte er die stumm gewordene Welt mit der Blut seiner Todesangst zum Erwachen bringen. Die Zylinder der ehrbaren Zeugen zitterten, der Henker spuckte unwillig aus und der Staatsanwalt biß sich, von einer heißen Blutwelle, die von unten aufschob, jäh gepackt, auf die Lippen.

Den dritten schleppten sie an wie einen Sack; er war ein Bündel Zusammenbruch, das

Der Wettstreit

Von G. M.

„Sag einmal, du alter Tannenbaum,“ spottete der Fuchs, „nun steht du schon da an derselben Stelle, seitdem ich denken kann, und noch lange vorher, denn mein Vater und mein Großvater auch hatten schon immer ihren Bau hier. Und so steht du Tag um Tag, Jahr um Jahr festgefesselt still und kannst deine Wurzeln nicht aus der Erde ziehen und — was man so nennt — einen Fuß vor den anderen setzen. Das muß doch ein langweiliges Leben sein. Da schau, wie ich laufen kann!“ Und stolz zeigte er seine Künste. „Und wohin ich will, lauf ich. In einer Stunde bin ich von hier aus viermal im Dorf unten und wieder zurück und bringe jedesmal ein Huhn mit für eines meiner Jungen.“

„Was ist das gegen uns Menschen?“ ließ sich die Stimme eines Mannes vernehmen, der das Gespräch belauscht hatte. „Ein Mensch, der fährt in einem Automobil noch viel, viel schneller, als du laufen kannst, und denkt in einer Sekunde von hier bis zum Himmel, wo er die Wege von Sonne und Sterne berechnet.“

„Um“, meinte da der Fuchs betwundernd. „Ja, der Mensch, der kann denken. In einer Sekunde von hier bis zum Himmel? Sapperlot! Alle Achtung! Ja, das können wir Füchse nicht und du, alter Tannenbaum, schon gar nicht, obwohl du Zeit genug hättest, mit deiner ewigen Herummisteherei da. Aber weicht du, Herr Denker, schlau bin ich schon auch. Wenn ich will, steh ich dir noch heute nacht ein Huhn aus dem Stall.“

„Nur nicht voreilig Meister Fuchs. Wir Menschen haben nämlich so etwas wie ein Gewehr erfunden, vergiß das nicht in deinem Negermut, sonst brennt dir noch einmal einer eins aufs Fell. Und mit meiner scharfen Art

der verordnete Nord mühelos auseinanderpalte.

Der vierte kam ruhig herbei, ein angepanntes Gesicht, voll Bewußtsein, voll menschlicher, opferbereiter Größe.

Wieder greift der Henker zum Veil. „Es lebe die Revolution!“ flammt es durch die Luft, ein Signal, eine Fanfare.

Die Stimme bricht durch den Dunst von Blut, Verzweiflung und Angstschweiß. Eine Stimme der Offenbarung, frei von Ketten, eine Stimme der kommenden Welt.

Und dann fällt das Veil.

In den rauchdunstigen Kneipen, in den Kafendestillen und Eisdieleen sahen die Menschen zusammen und flüsterten.

„Wieder vier . . .“ murmelte ein Kafearbeiter und zerbrach einen Löffelstiel in der harten, verarbeiteten Hand. „Heute und morgen, und wie lange noch?“

„Wird alles beglichen, wird alles beglichen, Heil . . .“, sagte der Kollege und zog vier Kreidestriche über die bierfeuchte Tischplatte, „auch die vier . . .“

Schill und abgehakt begann das elektrische Klavier mit der letzten staatsbefohlenen Walze:

„Die Straße frei den Frauen Pataillon . . .“

Pierre.

hau ich die Bäume um, auch wenn sie viel, viel größer und älter sind als ich.“

In diesem Augenblick kam eine Biene nach stach dem Mann in die Nase, so daß er aufschrie vor Schmerz. Bald war sein Gesicht so geschwollen, daß er heimgehen mußte, um sich zu pflegen. Der Fuchs war vor dergleichen durch sein Fell geschützt, na, und der Tannenbaum, der brauchte überhaupt keinen Schutz dagegen.

Der Mann aber wollte sich für seine Niederlage rächen, denn es ärgerte ihn, daß der Fuchs und der Tannenbaum seinen Schmerz von einem so geringfügigen Anlaß gesehen hatten, als er eben so großsprecherisch tat. Und darum kam er ein paar Tage später mit einigen Holzknechten wieder und hieb die alte Tanne um. Das Holz wurde auf seinen Hof geschafft und dort klein gemacht, um ein bequemes Feuer zu geben. Der Fuchs sollte nämlich auch geschossen werden, und abends zur Feier des Festes wollte man dann auf dem offenen Feuer ein Huhn braten.

Aber der Fuchs hatte eine feine Nase. Er hüete sich wohl vor der Plinte des Jägers und stahl lieber selbst das Huhn aus dem Stall, der inzwischen unbewacht geblieben war.

Im Frühjahr aber, da tuchsen rings im Schlag junge Tannenbäume empor, denn viele Tausende von Samen des alten Tannenbaumes waren im Winter vom Winde davongetragen worden und weit und nah auf fruchtbaren Boden gefallen. Und es wurden lauter alte, alte Bäume aus ihnen, manche mehr als hundert Jahre alt, die standen noch da, als schon längst unser Mann am Hof und der alte Fuchs mit seinen vielen Jungen aus dem Leben geschieden waren.

Dies und das

Das Instrument der Hawaii-Inseln, Ukulele, heißt in der Uebersetzung „Tanzender Floh“ (Uku gleich Floh und lele gleich tanzen). Die raschen Bewegungen der Hand beim Spielen dieses Instrumentes beschäftigten einen der Hauptlinge von Hawaii, der darum dem Instrumente diesen Namen gab.

Das älteste Brot der Welt befindet sich im Chicagoer Museum. Es wurde vor dreitausend Jahren von einem ägyptischen Bäcker gebacken.

Unter den Vögeln haben Krähen, Adler, Raben und Schwäne das längste Leben. Sie werden bis zu hundert Jahre alt. Zu den kurzlebigen gehört der Baumkönig, der nur drei Jahre alt wird.

Khaki ist eine Farbenbezeichnung, die von dem hindostanischen Wort für „staubfarbig“ abgeleitet ist. Während der indischen Aufstände sind die khakifarbenen Uniformen aufgekommen, da die weißen Tropenuniformen der britischen Truppen zu auffallend waren. Die Soldaten pflegten deshalb ihre Anzüge so lange im Schmutz zu wälzen, bis sie staubfarben und dadurch weniger leicht sichtbar waren.

Die Wärme, die der menschliche Körper im Laufe eines Tages erzeugt, würde ausreichen, um 25 Liter Wasser vom Gefrierpunkt auf den Siedepunkt zu bringen. Etwa die gleiche Hitze würde durch das Verbrennen von 1 Pfund Kohle erzielt.

Das Kino der alten Zeit

Zehn Jahre sind vergangen, seitdem die Erfindung des Tonfilms den Erdball erobert hat. Im Prinzip sind die modernsten Kinoapparaturen nichts anderes als technisch aufs vollkommenste ausgebildete Zauberlaternen, von deren jahrhundertelanger Geschichte der folgende Absatz handelt.

Auf manchem Speicher mag sie noch unter altem Gerümpel hinstehen, der Traum und das Entzücken früherer — nicht unserer heutigen — Jugend: die Laterna magica. Es waren wirklich zaubervolle Abende, wenn der Vater das Dellämpchen in dem schwarzen Flechtasten anzündete. Dann zogen auf der weißverhängten Türe die Bilder vorbei, jedes eine phantastische Welt. Heute gehen wir ins Kino und lassen uns von noch viel wundervolleren Maschinen noch viel phantastischere Welten vorgaukeln. Die alte, gute Laterna magica aber ist vergessen. Zu Unrecht, denn schließlich sind die modernsten Kinomaschinen im Prinzip nichts anderes als technisch aufs raffinierteste ausgebildete Zauberlaternen, wie auch die Laterna magica das Kino der „alten alten Zeit“ war. Um ihre Geschichte zu verfolgen, muß man schon sehr weit zurückgehen.

Ihr letzter Ursprung ist wohl in der sogenannten Spiegelschreibkunst zu suchen, die schon im Altertum geübt wurde und zu den geheimen magischen Künften zählte. Sie bestand darin, daß man Schriftzeichen oder Schattensbilder verkehrte auf einen Hohlspiegel aufgemalt und das von diesem reflektierte Sonnenlicht auf eine Wand lenkte, wo dann ein verkehrtes Schattenbild erschien. In allen alten Berichten wird darüber gesagt, daß das eigentliche Ziel dieser Spiegelschreibkunst war, Mitteilungen in Spiegelschrift auf möglichst weite Entfernungen zu werfen, also eine Art optischer Telegraph, und von Pythagoras hieß es, daß er die Spiegelschrift bis auf den Mond

werfen wollte. Ein deutscher Jesuit des Mittelalters, der in Rom lebte, Athanasius Kircher, beschäftigte sich sehr eingehend mit diesem Problem. Es kam freilich nicht zur Erfindung des optischen Telegraphen, aber seine Verbesserung der Spiegelschreibkunst, beschrieben in „Ars magna lucis et umbrae“, Rom 1646, bedeutete den wichtigsten Schritt zur zukünftigen Zauberlaterne: er schaltete nämlich in den Gang der vom Hohlspiegel zurückgeworfenen Strahlen eine Sammellinse ein und schuf damit eine, wenn auch noch sehr primitive, eigentliche Projektionsanordnung. Auch richtete er, da er nach seinen eigenen Worten ein „mächtiges Verlangen empfand, die Veruche auch nützlichere Weise zu machen“, den Spiegelprojektionsapparat für Kerzenlicht ein. Der nächste wichtige Schritt war der, daß man das Bild auf eine Glasplatte malte, die man auswechseln konnte. Schließlich baute man noch die ganze Vorrichtung in ein geeignetes Gehäuse ein, wozu die mit Hohlspiegeln versehene, schon seit Anfang des 17. Jahrhunderts bekannte Blendlaterne und die ältere Camera obscura den Weg gewiesen haben mag. Bei der Blendlaterne brauchte man ja nur ein Rohr mit Schließe für das Glasbild und mit eingefasster Sammellinse anzubringen.

Die erste geschichtlich nachweisbare Projektionsvorführung — aber noch mit Kirchers primitiver Einrichtung — veranstaltete 1654 der Jesuitenpater Andreas Tacquet aus Löwen; er führte — sehr aktuell — Bilder von der China-reise eines Ordensbruders vor. Die erste eigentliche Laterna magica aber stammt nach zeitgenössischen Berichten von dem holländischen Gelehrten Christian Huygens in Haag. Der Däne Walgenstein, ein Zeitgenosse Huygens', verbesserte dessen Apparat und führte ihn nachweisbar in Kopenhagen, Paris, Lyon und Rom vor. Von Rom aus muß die Laterna magica nach Nürnberg gelangt sein; jedenfalls wurde sie schon 1772 dort „serienmäßig“ hergestellt.

Das ist was anderes! „Nubi, schwimmt doch nicht so weit raus, das ist gefährlich!“ — „Aber Bati schwimmt doch viel weiter raus!“ — „Ja, der ist aber auch verächtlich!“

Schach-Ecke

Geleitet von Genossen Wenzel Scharoch, Zwetnitz 65 bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 173.
Von Wilhelm Beutel, Arnsdorf b. Tetschen.
Schwarz: Kc4, Bb5, c5, g7. (4).



Weiß: Kd6, Da3, Lh7, Bd4. (4).
Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 170: Sp3-45!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Dinnebiel Emil, Tetschen; Blaha Artur u. Tattermüsch Ernst, Janegg; Steiner Eduard, Hühnel Anton, Steiner Franz, Pech Wilhelm, sämtlich Schönfeld; Lösel Richard, Hochdobern; Fiedler Emil, Birkligt; Bittner Richard, Kleinaugst; Reinert Julius, Nestomitz; Hyna Josef u. Franz, Adam Johann, Goldbach Ferdinand, sämtlich Hostomitz; Böckl Rudolf, Teplitz; Webersinke Ant., Stehno Wenzel, Böhm Emil, Wiedemann Gustav, sämtlich Sobrusan; Adolf Wenzel, Arnsdorf b. Haida; Hieke Josef u. Fritsch Anton, Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Walter Ludwig, Robek Franz, Michel Rudolf, sämtlich Kwitkau; Mildorf Adolf und Döhner Max, Tischau; Trlitsch Gustav, Wisterschan; Philipp Heinrich, Obergeorgental.

1. Bezirk, Schachsparte, Vereinsturniere.

Die Vereinsturniere in den Sektoren wurden folgend abgeschlossen:

Schönfeld: Vereinsmeister Hühnel Anton mit 11½ Punkten, es folgen Spanek Franz 10½, Bursik Erwin 8½, Kaschte Anton 8, Proksch Franz 7½, Steiner Ed. u. Kühnel Josef je 5½, Balata Wenzel u. Pletsch Anton je 5, Bräuer Alfred 4½, Pilch Willi 4, Doekočil 2 und Kraker Rud. mit 0 Punkten.

Kleitscha: Vereinsmeister Liebszeit Franz mit 11 Punkten. Nach ihm folgen Wavfina 11, Dubitzky Josef u. Aron Erich je 10, Wendler Franz 7, Repka, Dubitzky Herbert u. Plundrich je 6, Guth 5, Schulz 2½, Albl 2, Pösch 1½ und Pradl mit 0 Punkten.

Türnitz: Vereinsmeister Pristasch mit 10 Punkten, weiters folgen Kessler Ed. u. Lahr je 6½, Kessler Ad. 5½, Gunkl und Weis je 5, Hofmann und Klepsch je 4½, Seidel 4, Hubler 2 und Hübsch mit 1½ Punkten.

2. Bezirk, Vereinsturniere.

Arb. Schachklub Wisterschan: Vereinsmeister Scharoch Wenzel mit 17½ Punkten. Es folgen Robek 16, Walter 15½, Friach 14, Röckl 13½, Ernst 12½, Trlitsch u. Glauber je 12, Schmedl 11, Kára u. Hacker je 10½, Schramm 9, Skarwada 8, Seltmacher 7, Mikula 6½, Altschmidt 5, Allich 4½, Matécha 2½, Swoboda 2 u. Liehmann ½ Punkte.

Schachsparte Zuckmantl: Vereinsmeister Hilgarth Hermann mit 12½ Punkten. Es folgen Müller 12, Pachmann 11, Egerer 10½, Berger 9½, Sedmik 9, Webersinke Os. 8, Rudolf 7½, Patz, Mildorf u. Denk je 7, Dick 6½, Webersinke Karl 3½, Polivka 3, Brunner 2 und Duben mit 1 Punkt.

Schachsparte Elchwald: Vereinsmeister Gahler Bernhard mit 15 Punkten. Es folgen Tittel 12½, Hellich u. Krajsa je 11½, Wanke 11, Steiner 8½, Meier 8, Zimmermann 6½, Wickel 5½ und Weinberger mit 0 Punkten.

Heiteres

Ein Auftrag. Der Chef hatte einen Gang in die Stadt gemacht und dem Lehrling die Obhut des Geschäftes anvertraut. Bei seiner Rückkehr fragte er ihn: „Nun, Fritz, ist ein Auftrag eingegangen?“ — „Ja! Es waren zwei Männer hier, die gaben mir den Auftrag „Hände hoch!“, und dann nahmen sie die ganze Kasse!“

Der Diplomat! Der kleine Moritz kommt aus der Schule und fragt: „Papa, gibt es Menschen, die ihren Namen mit verbundenen Augen schreiben können?“ — „Natürlich.“ — „Bitte, dann unterschreib mir einmal mein Zeugnis mit verbundenen Augen.“

Bartes Urteil. „Männchen“, sagte die junge Frau zu ihrem Gatten, „meinst du wirklich, daß ich zuviel Salz in die Suppe getan habe?“ — „Nein, Schatz“, erwiderte er zerknirschend, „aber vielleicht ist es eine Kleinigkeit zu wenig Suppe für das Salz.“

Liebe: „flüster. Der schüchtern Herr Feldmann liebt Fräulein Ella, faßt sich ein Herz und ruft sie an: „Hallo, ist dort Fräulein Ella?“ — „...i Apparat!“ schallt es zurück. — „Fräulein Ella, flüstert Herr Feldmann beugend, „wollen Sie meine Frau werden?“ — „Ja gern, und wer ist dort bitte?“

Gespräch in der Nacht. Nachts. Eine einsame Gegend. „Verzeihung, können Sie mir nicht sagen, wo hier in der Nähe eine Polizeistube ist?“ — „Hier ist g.-r. keine in der Nähe.“ — „Aber, wo kann man wenigstens einen Schutzmann finden?“ — „Weiß ich nicht.“ — „Steht denn hier in der Gegend keiner?“ — „Nein.“ — „Nun, wenn die Dinge so liegen, würde es Ihnen etwas ausmachen, mir fremdlichtig Ihre Uhr, Briestafche und sonstigen Wertgegenstände auszuhandeln?“

Der Schnee hat's gut! „Kennen Sie den Unterschied zwischen einem Bäckermeister und dem Schnee?“ — „Natürlich, beide sehen weiß aus!“ — „Eijal! Der Bäckermeister muß von vier Uhr aufstehen und der Schnee kann liegen bleiben!“

Tüchtig. „Sie waren zwei Tage in Neapel? Haben Sie denn da alles gesehen?“ — „Gewiß, wir haben uns in die Arbeit geteilt, mein Mann hat die Kirchen besucht und ich die Museen.“

Noch Zeit. Der Kriegsgott an der Türe der Abrüstungskonferenz: „Da hab' ich also noch reichlich Zeit, mein Testament zu machen!“

Sie kommt. „Eulalia, kommst du zu meiner Hochzeit in der nächsten Woche?“ — „Mit wem verheiratet du dich denn?“ — „Mit dir.“ — „Gut, dann komm ich.“